

1 Einleitung

*Die Liebe, die uns immer
als die Ursache unserer Lust dargestellt wird,
ist meistens nur ihr Vorwand.*

*Pierre A. François Choderlos de Laclos
(1741 – 1803)*

Eroberer, Frauenhelden, Verführerinnen. Don Juan und Femme fatale: Zu allen Zeiten gab es Menschen, für die die Kunst der Verführung maßgeblicher Lebensinhalt war. Donjuanismus ist kein auf unsere Zeit beschränktes Phänomen. Allerdings war er früher weitgehend auf die Oberschicht beschränkt; heute hingegen scheint er ein für viele Menschen zugängliches Lebensmodell darzustellen (s. Kap. 2.3). Während wir bei dieser Thematik vordergründig an Casanova und die Don-Juan-Legende – also an Männer – denken, lassen sich in der Geschichte bei beiden Geschlechtern Meister (und Abhängige) der erotischen Verführung finden – man denke nur an die „Circe“ des Wiener Fin de Siècle, Alma Mahler-Werfel (vgl. Hilmes, 2005). Mythos und Weltgeschichte bieten zahlreiche Figuren, deren dokumentiertes Verhalten dem entspricht, was heute in der Psychotherapie unter dem „Don-Juan-Syndrom“ verstanden wird. Doch sind wir bei historischen Figuren meist auf Darstellungen ihres äußeren Handelns beschränkt, während schlüssige Hinweise auf das Innenleben dieser Persönlichkeiten fehlen. Eine schillernde Ausnahme bildet Giacomo Casanova. Mit seinen Memoiren und einer umfangreichen brieflichen Korrespondenz hat er nicht nur einen farbenreichen Bericht über sein ausschweifendes Liebesleben hinterlassen, sondern auch Hinweise auf den ihm eigenen Gemütszustand gegeben, die die Phänomenologie der Eroberungssucht psychologisch erhellen.

Für die Illustration des Phänomens habe ich weiters auf eine Veranschaulichung durch einschlägige ProtagonistInnen der Weltliteratur zurückgegriffen. Die zeit ihres Lebens literaturbegeisterte Mitbegründerin der Gestalttherapie, Laura Perls, meinte, dass jedem Roman eine Falldarstellung innewohne (L. Perls, 2005). Mit dieser Aussage stelle sie eine zum Buchtitel gewordene Aussage des US-amerikanischen Perls-Schülers Erving Polster (*Jedes Menschen Leben ist einen Roman wert*, Polster, 1987) auf den Kopf.

Laura Perls gab zu, aus der intensiven Lektüre literarischer Werke „mehr Einsicht und mehr Gedankenreichtum, ein besseres Gefühl für Werte und eine größere Bewusstheit von den Möglichkeiten, sich mit diesen auseinanderzusetzen“ (L. Perls, 2005, S. 121) erhalten zu haben als aus psychologischer Fachliteratur oder sogar durch ihre eigene Psychoanalyse. Im Wege des intuitiven Zugangs von SchriftstellerInnen zum inneren Erleben ihrer Figuren stellt Dichtung psychische Vorgänge oft plastischer und facettenreicher dar als jede noch so differenzierte Fachsprache. Und wohl oft ist psychologischer Scharfsinn ein Merkmal guter Literatur. Denn AutorInnen wagen nicht zuletzt auf Grundlage ihrer eigenen „Seelebiografie“ (Moser, 2013, S. 10) den „mitfühlenden Gang in die Tiefe menschlicher Erlebnisformen“ (ibid.).

Aber erscheint es nicht dennoch eher kühn als legitim, psychologische Phänomene mithilfe von Literatur, also anhand von allzu oft Erdichtetem, zu beschreiben?

Das widersprüchliche Verhältnis von literarischer Phantasie und Realität beschreibt Dostojewski sehr schön in einem seiner Werke, die er nicht als Fiktion, sondern als Verdichtung von realen Beobachtungen sah:

„Die Schriftsteller suchen in ihren Romanen und Erzählungen meistens Typen der Gesellschaft vorzuführen und stellen sie anschaulich und

künstlerisch das – Typen, die äußerst selten in der Wirklichkeit so abgerundet vorkommen und trotzdem fast wirklicher sind als die Wirklichkeit selbst.“

(Fjodor Dostojewskij, *Der Idiot*, 1868-1869/2014, S. 603)

Auch für Arthur Schnitzler, Literat der klassischen Moderne, legendärer Porträtist des Wiener Fin de Siècle und immer wieder in (gut dokumentierte) Affären verstrickter Freund des weiblichen Geschlechts, bildete Literatur „das Leben selbst“ (Le Rider, 2012). Die Wiener Psychotherapeutin Dorit Warta untersuchte Erscheinungsformen des männlichen Narzissmus anhand von Schnitzlers Werken. Sie erkennt darin eine „Gleichzeitigkeit von Übertreibung und Präzision“, eine Eindringlichkeit, die Fallbeispiele aus der Praxis übertreffe, für diese aber auch wiederum von Nutzen sein könne (Warta, 2008a, S. 3). Ich denke, dass diese Beobachtung auf gute Literatur ganz allgemein zutrifft und Sigmund Freud sehr genau wusste, warum er Schnitzler in einem Brief als „gleichrangigen Seelenforscher“ (Moser, 2013, S. 9) anerkannte. In diesem Zusammenhang verwundert es nicht, dass Salman Akhtar, aus Indien stammender, in den USA lehrender Psychoanalytiker und Autor profunder und für diese Arbeit überaus wichtiger Fachbeiträge, auch als Dichter tätig ist.

Wie nahe Wahrheit und Fiktion liegen können, bewies ein Routinier der Verführung, der seine wöchentliche Psychotherapie-Stunde bei mir manchmal mit einer kurzen Lesung aus dem einen oder anderen literarischen Werk begann, das in aller Regel um einen Frauenhelden mit seinen Glücksmomenten und Nöten kreiste: Er hatte sich in den beschriebenen Männergestalten wiedererkannt und konnte, wie er meinte, selbst keine geeigneteren Worte finden, um seine Gefühlswelt zu beschreiben. Dass er sich beim Auffinden donjuanesker Gestalten in der Gegenwartsliteratur nicht schwer tat, beweist, wie häufig dieser Typus mit seiner Problematik von SchriftstellerInnen aufgegriffen wird.

Den Kapiteln 2 bis 4 sind die Beschreibung und genauere Erläuterung des vielschichtigen Don-Juan-Phänomens gewidmet. Daran schließt eine Betrachtung aus dem Blickwinkel von Psychoanalyse und Gestalttherapie sowie aus klinischer Sicht (Kapitel 5). Und schließlich stelle ich mich in Kapitel 6 der Frage, was Psychotherapie denn in solchen Fällen bewirken kann: Was können erotische VerführerInnen, die sich dazu entschlossen haben, sich selbst und ihren dysfunktionalen Beziehungsmustern ins Auge zu sehen, durch Gestalttherapie gewinnen oder erreichen? Und wie können Änderungen im Selbstverständnis und Verhalten solcher Menschen therapeutisch gefördert werden?

Beim Schreiben über Verführerinnen und Verführer stellte die Wortwahl immer wieder eine Herausforderung dar, zumal die sprachlichen Möglichkeiten ungleich auf die Geschlechter verteilt scheinen. So finden sich neben den Ausdrücken *Don Juan* und *Casanova*, die im allgemeinen Sprachgebrauch synonym für männliche Verführer verwendet werden, noch eine Reihe anderer gebräuchlicher Bezeichnungen: *Frauenheld*, *Schürzenjäger*, *Libertin* oder auch *Womanizer*. Obwohl in den Künsten erotische Verführungsgestalten beider Geschlechter von jeher porträtiert wurden, hat sich neben der Bezeichnung *Don-Juan-Syndrom* kein spezieller Begriff für ein entsprechendes weibliches Verhalten herausgebildet. Donjuanismus erscheint auf den ersten Blick aus kulturgeschichtlicher Perspektive als „männliches Konzept“ (Müller-Kampel, 1999). Die Realität zeigt freilich ein anderes Bild: Verführungssucht ist zweifelsohne kein auf Männer beschränktes Phänomen und wurde in der psychoanalytischen Literatur auch beim weiblichen Geschlecht immer wieder beschrieben.

Wie aber werden solche Frauen benannt? Als *Femme fatale*, *Circe*, *Sirene*, *Flittchen* oder gar *Schlampe*? Im Englischen findet sich immerhin der Ausdruck *maneater*, der nicht nur mit „Kannibale“ zu übersetzen ist, sondern in seiner sekundären Bedeutung für ein „männermordendes Weib“ (Pons-Globalwörterbuch Englisch-Deutsch, 1988) steht. Der in unserer Kultur am meisten verfestigte Ausdruck dürfte jedoch der der *Femme fatale*

sein. Verführerische Frauengestalten in Geschichte, Literatur und Kunst haben sich vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu diesem Archetyp verdichtet. Er stellt keine mystische Einzelfigur mit Eigennamen dar, sondern einen „Typus der kollektiven Phantasie“ (Kreuzer, 1994, S. 9), eine fiktive, ideologieträchtige Symbolfigur der Erotik, die dem Mann zum Verhängnis zu werden droht, „der in ihren weiblichen Bannkreis gerät“ (ibid.). *Don Juan* und *Femme fatale* markieren beide Pole des Wechselreizes und der Spannung zwischen den Geschlechtern. „Im abendländischen Kulturkreis verbinden sich die Konstellationen, in denen sie auftreten, vielfach mit dem Mythos vom Sündenfall, vom Verlust der Unschuld oder Reinheit im Geschlechtsakt“ (ibid.).

Meine Ausführungen beziehen sich sowohl auf männliche und weibliche, hetero- und homosexuell orientierte VerführerInnen. Eroberungssucht und sexuelle Beliebigkeit scheinen besonders bei homosexuellen Männern häufig auftretende Phänomene zu sein, die auch in den Psychotherapien ein wesentliches Thema darstellen. Kapitel 2.2 ist einer vertiefenden Erörterung der Genderthematik gewidmet.

1.1 Mein Zugang zum Thema

Die Fähigkeit, dauerhafte intime Beziehungen einzugehen und aufrechtzuerhalten, wird heute von vielen als wesentliche Voraussetzung für Glück und Wohlergehen erachtet (Schaefer & Olsen, zit. nach Melnick & Nevis, 2001). Liebe stellt eine besondere, gesteigerte Form des Beziehungserlebens dar und gilt in unserer Kultur als intimste Form der Beziehung. PsychotherapeutInnen und EntwicklungstheoretikerInnen erkennen die Fähigkeit, gleichrangige Beziehungen einzugehen, als wichtiges Merkmal von Reife an. Demgegenüber drückt der heute in westlichen Gesellschaften weit verbreitete narzisstische Persönlichkeitsstil Liebesbeziehungen zunehmend seinen Stempel auf: Sie bleiben oberflächlich, unverbindlich und von vorneherein zeitlich begrenzt. Dem

deutschen Gestalt- und Paartherapeuten Michael Cölln zufolge sind 40 bis 50 Prozent der Partnerschaften durch narzisstische Probleme gekennzeichnet, wobei die Tendenz nach oben gehe (Cölln, 2012).

Das Don-Juan-Syndrom stellt nun eine gesteigerte Form der allgemein verbreiteten Kontaktangst und der für den Narzissmus typischen prekären Beziehungsfähigkeit dar. Diese Sichtweise erscheint mir bedeutsam: Donjuanismus illustriert in einzigartiger Verdichtung das Elend eingeschränkter Liebesfähigkeit, das unter einer Schicht von Reiz, Rausch und kurz währender Leidenschaft schlummert: zwanghafte Suche, Schmerz, Oberflächlichkeit und unerfüllte Sehnsucht. Erotische VerführerInnen erleben all jene Themen mit gesteigerter Intensität, mit denen es jeder zu tun bekommt, der sich anschickt zu lieben: die Angst vor Autonomieverlust, die Befürchtung, „zu sehr zu lieben“ (und dadurch verletzt zu werden) sowie die gegenteilige Sorge, weniger zu lieben (und dadurch den anderen zu verletzen), und schließlich die Angst vor einer Auflösung des Ich. Denn tiefe Liebe impliziert Hingabe und führt zum – zumindest zeitweiligen – Durchbrechen der engen Grenzen der Persönlichkeit. Perls, Hefferline und Goodman (2006) beschreiben die körperliche Vereinigung in der Sexualität dahingehend, dass das „Selbst verblasst“ (ibid., S. 273): „Paradoxerweise wird der eigene Körper zu einem Teil des Du und schließlich der ganzen Figur, als ob sich die Grenze auflösen und zum Gegenüber würde.“ (ibid., vgl. auch Kap. 2.1.4).

Unter diesem Blickwinkel erscheint es verständlich, dass narzisstisch verwundete Menschen mit ihrer meist entbehnungsreichen, oft traumatischen frühen Lebensgeschichte vor dem Eingehen intensiver Beziehungen besonders zurückschrecken. Dadurch manövrieren sie sich jedoch (unbewusst) in ein Dilemma, denn durch die Liebe könnten sie nicht nur Erfahrungen von Sinn und Erfüllung machen, sondern auch narzisstische Persönlichkeitsanteile überwinden. Eine liebevolle Beziehung kann als Entwicklungsmotor, als „Menschen-Entwicklungsmaschine“ (Schnarch, 2012b) angesehen werden. Die in Harvard lehrende

Psychologin und renommierte Narzissmusforscherin Elsa Ronningstam (2010) betont die Relevanz von Beziehung und zwischenmenschlicher Bezogenheit ganz allgemein für die Heilung narzisstischer Persönlichkeitsanteile.

Durch das Meiden von tiefen Beziehungen versperren sich VerführerInnen den Zugang zu einer großen Wachstumschance. Doch dieses Dilemma muss nicht ausweglos bleiben: So kann die Angst vor der Liebe die ungebrochene Sehnsucht nach ihr meist nicht verhindern. Auch wer „keine Ahnung“ von der Liebe hat, sehnt sich danach – ein paradoxer und zugleich bedeutsamer Aspekt. Tief im Inneren sehnen sich VerführerInnen ganz besonders nach einer tiefen, umfassenden Liebeserfahrung. Und nachdem die Sehnsucht am Beginn von vielen Entwicklungen steht, bleibt in meinen Augen auch für Don Juan und sein weibliches Pendant die Chance aufrecht, Liebe zu geben und zu erfahren, wenn sie ehrlich an sich arbeiten sowie die notwendige Therapiemotivation und Geduld aufbringen. Und auch das Leben selbst birgt immer wieder Chancen auf Heilung, soweit Menschen den Erfahrungen, die es an sie heranträgt (Krisen, Verluste, Grenzerlebnisse, Herausforderungen usw.) aufgeschlossen gegenüber stehen (s. dazu auch Kap. 7).

Wenn man sich die frühen, oft chronisch defizitären Bindungen im Leben dieser Personen vor Augen hält, kann man in der verzweifelten, immer wieder neuen Suche nach sexuellen Eroberungen eine klare Form von Wiederholungszwang sehen – eine Reinszenierung in allerhöchster Dichte. Vielleicht ist der Hunger nach Heilung in diesen Individuen besonders groß?

Dennoch handelt es sich um ein hochgradig dysfunktionales Verhaltensmuster: Die donjuaneske Eroberungssucht lässt durch oberflächliche, unbefriedigende oder plötzlich abgebrochene Liebschaften neue offene Gestalten entstehen, während alte, tief liegende Wunden keine Heilung erfahren.

Die unreflektierte Betrachtungsweise des Verhaltens von erotischen VerführerInnen ist entweder moralisierend oder zieht das Geschehen ins Voyeuristisch-Amüsante. So belächeln wir den Schürzenjäger und machen uns über die von einem Liebhaber zum nächsten eilende Herzensbrecherin lustig. Dabei wird ein wesentliches Element, nämlich das Beziehungsleid der amourös-narzisstisch strukturierten Menschen selbst, übergangen. Der Kummer der Verführten, Verlassenen und nicht selten Gehörnten ist augenscheinlicher und wird meist besser verstanden. Dies mag auch mit dem in Kunst und Literatur immer wieder gegenwärtigen Motiv der „unschuldig Verführten und des groben, rücksichtslosen Verführers“ (Lehnen, 1995, S. 38) zu tun haben. Dabei sind die Verführten in aller Regel keine an der Dynamik nur passiv Teilhabende: Narzisstisches Beziehungsgeschehen setzt zwei Beteiligte voraus, die sich meist unbewusst ergänzen (vgl. die Modelle der narzisstischen und phallischen Kollusion bei Willi, 2012). Narzissmus kann sich nach dem US-amerikanischen Psychiater und Experten für Persönlichkeitsstörungen James F. Masterson auch in verdeckter Form [orig.: *closet narcissistic disorder of the self*] entwickeln, der sich dahingehend äußert, dass Betroffene ihr vermindertes Selbstwertgefühl durch den Glanz eines idealisierten, als grandios erlebten Liebesobjekts regulieren (Masterson, 1993).

Entgegen dem verbreiteten oberflächlichen Narzissmus-Verständnis im Sinne einer überhöhten Selbstliebe bzw. Selbstverliebtheit fehlt es narzisstisch verwundeten Menschen an Selbstliebe. Ihre Liebe zu sich selbst ist genauso wenig ausgeprägt wie ihre Liebe zu anderen (van der Waals, 1965). NarzisstInnen agieren nicht aus Eitelkeit, sondern aus innerer Not und Notwendigkeit heraus (Maaz, 2012). Ihre Psyche ist durch frühe Verletzungen angegriffen und ihre Bedürftigkeit kann als natürliche Entsprechung dieser Verwundungen gesehen werden (ibid.).

Es fällt leicht, notorische VerführerInnen für all das Leid, das sie anrichten, zu verurteilen. Doch der Drang zu diesem Gebaren entspringt demselben Bedürfnis nach Liebe, Vertrauen und Anerkennung, das jeden

Menschen hin und wieder zu widersinnigen und wenig hilfreichen Reaktionen bringt (Dunn & Rensin, 2012).

Das narzisstische Elend hinter der einnehmenden, charismatischen Fassade ist erheblich, das „innere Gefängnis“ (Röhr, 2009) real. Die damit verbundenen Fesseln erweisen sich meist als überaus hartnäckig; der Weg der Entwicklung und Heilung ist komplex und als Lebensaufgabe anzusehen.

Aus Gründen der Verschwiegenheit habe ich auf die Schilderung zweier persönlich durchgeführter psychotherapeutischer Behandlungsprozesse mit amourös-narzisstischen männlichen Verführern weitgehend verzichtet, was mir aufgrund der Fülle und Aussagekraft des literarischen Materials nicht allzu schwer gefallen ist. Meine Conclusio aus literarischer Lektüre und praktischer therapeutischer Arbeit ist jedoch, dass Realität und Fiktion bei donjuaneskem Agieren oft nicht weit auseinanderliegen, oder anders gesagt: Einschlägige literarische Darstellungen erscheinen oft auf erstaunliche Weise wirklichkeitsnah.

1.2 Legende und Leidenschaft: Der Don-Juan-Mythos

Die Ur-Version des Don Juan geht auf die Tirso de Molina zugeschriebene comedia *El Burlador de Sevilla y convidado de piedra* (*Der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast*) zurück, das vermutlich 1613 in Madrid uraufgeführt wurde und um 1630 erstmals im Druck erschien (de Molina, 1630/1976). Durch zahlreiche Nachahmer in den verschiedenen Künsten der folgenden Jahrhunderte wurde Don Juan zur mythischen Figur.

Der Tirso'sche Don Juan ist ein schamloser Verführer. Seiner hemmungslos ausagierten Eroberungslust verfallen im Drama vier Frauen: die Herzogin Isabella, die Fischerin Tisbea und das Bauernmädchen Aminta.

Der Verführungsversuch bei der Adelligen Doña Anna scheitert in letzter Sekunde. Um sein Ziel zu erreichen, muss Don Juan einige Männer überlisten, etwa seinen eigenen Onkel Don Pedro, einen Freund oder Amintas Bräutigam Batricio. Schließlich wird er zum Spötter der himmlischen Gerechtigkeit, wofür ihn die Strafe Gottes ereilt – ein tödlicher Händedruck, vollzogen durch den Steinernen Gast.

Obwohl sich Mythen durch einen unveränderlichen narrativen Kern auszeichnen, laden sie zu Variationen ein. So existieren heute an die dreitausend Bearbeitungen des Don-Juan-Stoffes in Literatur, Musik, Malerei und Film, auf deren weitreichende Verzweigungen hier nicht eingegangen werden kann. Weiters gibt es unzählige Charakterisierungsmöglichkeiten der vielschichtigen Don-Juan-Gestalt. Neben dem in dieser Arbeit interessierenden psychologischen Blickwinkel birgt die Figur je nach dem Fokus der Darstellung Raum für moralisch-ethische, rechtliche oder religiöse Fragestellungen. Heute wird der Begriff „Don Juan“ in der Alltagssprache im Sinne seiner populärwissenschaftlichen Bedeutung als Terminus für einen Frauenhelden gebraucht – eine Bedeutung, die ihm auch im psychologischen Kontext zukommt. Aufgrund der starken Aussagekraft Don Juans als Symbolfigur hat sich auch die charakteristische Ableitung „donjuanesk“ herausgebildet.

Im mitteleuropäischen Kulturkreis hat wohl Wolfgang Amadeus Mozarts 1787 in Prag unter dem Libretto von Lorenzo da Ponte uraufgeführte Oper *Don Giovanni* dazu beigetragen, dass Don Juan als mythische Figur fest im kollektiven Bewusstsein verankert ist (vgl. Mozart, 1787/1986). Das bereits vor Entstehung dieser Oper vielfach aufgegriffene Don-Juan-Thema wurde durch Mozarts musikalisch-szenische Darstellung zum Ausgangspunkt für eine neue Welle der Auseinandersetzung auf literarischer Ebene. Es erschienen zahlreiche weitere Bearbeitungen, etwa von E. T. A. Hoffmann, Lord Byron, George Bernard Shaw, Alexander Puschkin, Nikolaus Lenau, Charles Baudelaire, Alfred de Musset und

Christian Dietrich Grabbe, in denen die Autoren Themen wie Verdammung, Erlösung, Lebensüberdruß und Weltschmerz mit der ursprünglichen Darstellung verbanden.

1.3 Das Don-Juan-Syndrom: Definition und Abgrenzung zur Sexsucht

Ein Don Juan, eine Doña Juana der heutigen Zeit kann als Person beschrieben werden, die unter dem Zwang steht, immer wieder verführen zu müssen, das „Opfer“ für sich einzunehmen, meist auch sexuell zu erobern und danach relativ rasch wieder ‚fallen zu lassen‘. Ein solcher Mensch ist süchtig nach der Bestätigung, die er durch seine romantisch-sexuellen Abenteuer erfährt, und nach dem Gefühl der Macht, das ihm seine Erfolge auf erotischem Gebiet schenken.

Sein Verhalten unterliegt einem immerwährenden, an die Leiden des Sisyphos erinnernden Kreislauf: Suche nach einem Objekt der Begierde – Verführung – sexuelle Eroberung – Verlassen (oder Setzen eines Verhaltens, das ein Verlassenwerden bewirkt).

Das Don-Juan-Syndrom stellt keine eigene klinische Kategorie dar, wird aber sowohl in der klassischen als auch in der aktuellen psychotherapeutischen Literatur überwiegend als besondere Ausprägung der narzisstischen Persönlichkeitsstörung angesehen – eine Auffassung, der ich mich in dieser Arbeit anschließe und in den Kapiteln 4 und 5 ausführlicher darlege.

Aus dieser klinischen Einordnung heraus verwende ich für das Phänomen der Verführungssucht auch den Begriff *amouröser Narzissmus* und bezeichne davon Betroffenen als *amouröse NarzisstInnen*. Beide Begriffe gehen auf den US-amerikanischen Persönlichkeitstheoretiker Theodore

Millon zurück, dessen präzise Beschreibung dieser besonderen Akzentuierung der narzisstischen Persönlichkeitsstruktur unter Kapitel 4.3. genauer erörtert wird. Donjuanismus und Don-Juan-Syndrom werden fortan synonym mit dem Begriff *amouröser Narzissmus* verwendet.

Als nicht deckungsgleich mit dem Bedeutungsinhalt dieser Ausdrücke ist hingegen der Begriff *Sexsucht* bzw. der akkurate Terminus *Hypersexualität* anzusehen. Obwohl ein Naheverhältnis beider Phänomene plausibel erscheint, halte ich die in manchen Fällen deutlicher, in anderen subtiler ausgeprägten Unterscheidungsmerkmale für wesentlich. Vor allem die ausschließliche Konzentration auf den körperlich-sexuellen Aspekt legt in meinen Augen eine falsche Fährte für das Verständnis von VerführerInnen.

Klinische Konzepte zu hypersexuellem Verhalten haben sich im Laufe der Geschichte von Psychiatrie und Psychoanalyse beträchtlich gewandelt, zumal sie immer eng an gesellschaftliche Moralvorstellungen gebunden waren. Sie stimmen jedoch dahingehend überein, dass eine psychopathologische Relevanz erst bei Vorliegen eines auch quantitativ von der Norm abweichendes Sexualverhalten (also nicht nur qualitativ im Hinblick auf das Sexualobjekt) als begründet erachtet wird (Rettenberger, Dekker, Yoon & Briken, 2013). Welche unterschiedlichen und zum Teil kuriosen Implikationen der Zeitgeist auf die psychiatrisch-psychologische Diagnostik und daraus abgeleitete Behandlungsmethoden hatte, veranschaulicht die US-amerikanische Historikerin Carol Groneman plastisch anhand der Diagnose Nymphomanie (Groneman, 2001).

Im angloamerikanischen Raum wurden die Diskussion über Hypersexualität zunächst stark vom Suchtbegriff geprägt (Rettenberger et al., 2013). So führte der US-amerikanische Psychotherapeut Patrick J. Carnes erstmals den Begriff der Sexsucht [orig: *sexual addiction*] in den Fachdiskurs ein (Carnes, 1983/2009). Robert J. Stoller (1975) prägte die Bezeichnung Donjuanismus für „anhaltende Promiskuität“ [orig.: *protracted promiscuity*].

Clifford Allen (1962) beschrieb promiskuitives Verhalten von Männern als Satyriasis [orig.: *satyriasis*], Albert Ellis und Edward Sagarin (1967) jenes von Frauen als Nymphomanie [orig.: *nymphomania*].

Unter Hypersexualität wird gemeinhin ein gesteigertes sexuelles Verlangen von pathologischer Relevanz verstanden, über dessen Aufnahme als neue klinisch-diagnostische Kategorie in das *Diagnostic and statistical manual of mental disorders* der Amerikanischen Psychiatrischen Gesellschaft (APA) im Vorfeld der Herausgabe der aktuellen Fassung (DSM-5, American Psychiatric Association, 2013) intensiv debattiert wurde. Der US-amerikanische Psychiater Martin P. Kafka, dessen Arbeiten sich in den Diskussionen zum Thema als besonders relevant erwiesen, schlug folgende Diagnosekriterien für die „hypersexuellen Störung“ [orig.: *Hypersexual Disorder*] für das DSM-5 (APA, 2013) vor (Übersetzung nach Jückstock et al. 2010, Kafka 2010):

A. Über einen Zeitraum von mindestens 6 Monaten Vorliegen von wiederkehrenden und intensiven sexuellen Fantasien, sexuellem Verlangen oder sexuellen Verhaltensweisen, bei denen drei oder mehr der folgenden Merkmale erfüllt werden:

A1. Die Zeit, die mit sexuellen Fantasien, sexuellem Verlangen oder sexuellen Verhaltensweisen verbracht wird, beeinträchtigt wiederholt die Beschäftigung mit anderen wichtigen (nicht sexuellen) Zielen, Aktivitäten und Pflichten.

A2. Wiederholte Beschäftigung mit sexuellen Fantasien, sexuellem Verlangen oder sexuellen Verhaltensweisen als Reaktion auf dysphorische Stimmungszustände (z. B. Ängstlichkeit, Depression, Langeweile, Irritierbarkeit).

A3. Wiederholtes Beschäftigen mit sexuellen Fantasien, sexuellem Verlangen oder sexuellen Verhaltensweisen als Reaktion auf stressige Lebensereignisse.

A4. Wiederholte, aber vergebliche Bemühungen, die sexuellen Phantasien, das sexuelle Verlangen und die sexuellen Verhaltensweisen zu kontrollieren oder bedeutend zu mindern.

A5. Wiederholtes Beschäftigen mit sexuellen Verhaltensweisen unter Nichtbeachtung des Risikos körperlichen oder emotionalen Schadens für sich selbst und für andere.

B. Es bestehen klinisch relevanter Leidensdruck oder Funktionseinbußen im sozialen oder beruflichen Umfeld oder in anderen wichtigen Bereichen, die im Zusammenhang mit der Häufigkeit und Intensität der sexuellen Fantasien, des sexuellen Verlangens und der sexuellen Verhaltensweisen steht.

C. Die sexuellen Fantasien, das sexuelle Verlangen und die sexuellen Verhaltensweisen können nicht auf die physiologischen Auswirkungen exogener Faktoren (z. B. auf Drogenmissbrauch oder auf Medikamente) zurückgeführt werden.

Hypersexualität als klinische Diagnose sollte nach Kafka jedoch auch folgende Phänomene inkludieren, deren Relevanz noch zu spezifizieren sei: Masturbation, Pornografie, sexuelle Verhaltensweisen mit einwilligenden Erwachsenen, Cybersex, Telefonsex, Strip-Clubs oder andere (Kafka, 2010). Auch der Konsum von Prostitution, Voyeurismus und Exhibitionismus bis hin zu sexueller Belästigung und *sexual offending* sei in den Überlegungen zur Hypersexualität zu berücksichtigen.

Mit dem Erscheinen des nunmehr gültigen DSM-5 (APA, 2013) dürfte der Etablierung von Hypersexualität als eigenständiger Diagnose vorerst

ein Riegel vorgeschoben sein – sie wurde trotz gegenteiliger Empfehlung einiger namhafter ExpertInnen fallen gelassen.

Nach der von der Weltgesundheitsorganisation herausgegebenen, derzeit in der 10. Version vorliegenden *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems* ICD-10 (WHO, 2001), an der sich die klinische Diagnostik in Europa auszurichten hat, ist die hypersexuelle Störung unter F52.7 (gesteigertes sexuelles Verlangen) einzureihen.

Sexsucht kann ein Problem sein, das Betroffene mit sich alleine haben (etwa durch unkontrollierbaren Hang zu Masturbation, Cybersex, Telefonsex etc.). Don Juan und Doña Juana aber brauchen ein äußeres Objekt, einen realen Mann oder eine reale Frau, die es zu erobern gilt. Denn es geht um weit mehr als sexuelle Befriedigung: Die Tatsache des vollzogenen Geschlechtsaktes besiegelt den Erfolg der Eroberung und bestätigt den (Markt-)Wert, die *sexy*ness, Attraktivität und Begehrlichkeit des verführerischen Partners. Auch erfolgt eine Bestätigung der jeweiligen Eroberungskünste (Charme, Feingefühl, Takt, kluge Manöver, gutes Timing, sprachliches Ausdrucksvermögen, Unterhaltungsgabe etc.), die wiederum eine (kurzfristige) Zufuhr an Selbstwertsteigerung mit sich bringt.

Eine zu starke Konzentration auf den sexuellen Aspekt des Don-Juan-Syndroms steht dem Eintauchen in die innere Welt der Betroffenen entgegen. Natürlich spielt Sexualität eine Rolle, sie ist das Ziel der Verführung und nicht zuletzt die Bestätigung dafür, jemanden ganz und gar „besessen“ zu haben. Sex ist das Verhalten, das sich im Vordergrund zeigt. Verstehen kann man VerführerInnen aber erst, wenn man die Hintergründe ihres Verhaltens zu begreifen lernt und die Mechanismen ihres Gefühlslebens ergründet.

Erklärungsmodelle zur hypersexuellen Störung erscheinen bislang noch wenig elaboriert. Kognitiv-behavioralen Ansätzen zufolge wird die Phänomenologie als Versuch angesehen, mit Stress und damit verbundenen

negativen Affekten umzugehen (vgl. Rettenberger et al., 2013). Die psychodynamische Tradition orientiert sich v.a. an den Arbeiten des deutschen Sexualforscher Hans Giese (1920 – 1970), der periodisch auftretende Drangzustände mit damit verbundener starker Reizbarkeit, Promiskuität und Anonymität beschrieb (Giese & von Gebattel, 1962). Der Sexualforscher Eberhard Schorsch (1935 – 1991) sah hypersexuelles Verhalten v. a. vor dem Hintergrund des Zusammenbruchs von bis dato stabilisierenden Abwehrfunktionen (Schorsch, 1988, zit. nach Rettenberger et al. 2013).

Die Selbstwertregulation beim Donjuanismus erfolgt jedoch nicht oder nur teilweise durch körperlich-sexuelle Befriedigung, sondern vielmehr durch Gefühle von Triumph und Grandiosität, die sich bei einer erfolgreichen Verführung und der dabei etablierten Machtposition über das ‚Opfer‘ einstellen.

Anders als Hypersexualität weist Donjuanismus wohl auch keine forensische Relevanz auf. Denn eine Nötigung zu sexuellen Handlungen oder eine Vergewaltigung sind keine Mittel der Verführungskunst, sondern plumpe Gewalt. *Womanizer* und *maneater* operieren jedoch lieber mit indirekten Mitteln zur Herbeiführung des Willensbruchs ihrer „Opfer“ und sind meist auch bereit, dafür alle Techniken ihres Waffenarsenals einzusetzen: Taktik, Feingefühl, Überraschungen, Überredung, Charme, Humor und vor allem das Talent, anvisierten LiebespartnerInnen das Gefühl von Einzigartigkeit, Größe und Unfehlbarkeit zu vermitteln.

Die amerikanische Psychotherapeutin Anne W. Schaef unterscheidet zwischen Sex- und „Romanzensucht“ (Schaef, 2011), wobei sie den Geschlechtsverkehr als bloßes Vehikel für „Romanzensucht“ entlarvt. Der Autorin zufolge findet eine körperliche Begegnung statt, obwohl VerführerInnen oft nur wenig oder gar kein Interesse daran haben. So beschrieb ein Verführer und Klient von mir, der seine Eroberungssucht durch Psychotherapie zähmen wollte, diesen Umstand einmal mit etwa folgenden

Worten: „Wissen Sie, mir geht es immer um das Intimste mit einer Frau. Ich will mit ihr den Moment erleben, in dem sie sich mir innerlich voll öffnet. Und das ist nun einmal der Sex. Aber wenn diese Intimität anders zu erreichen wäre, dann wäre es dieses Andere, nach dem ich gieren würde.“ Die Essenz dieser Bemerkung liegt wohl in der Tatsache, dass eine Eroberung für diesen Mann erst dann gelungen war, wenn sich eine frisch eroberte Frau ihm gefühlsmäßig vollständig hingab („emotionale Eroberung“). Das war der Moment des „größten Glücks“, wie er sagte, wobei er mit „Glück“ jenes Rauschgefühl meinte, das wohl auch viel mit empfundener Bestätigung, Macht und Siegestriumph zu tun hatte. Solche Gefühle sind der Schlüssel zum Verständnis erotischer Jäger- und Sammlerpersönlichkeiten, und sie sind symptomatisch für die narzisstische Persönlichkeitsstruktur.

Narzissmus erklärt in meinen Augen auch einen weiteren wesentlichen Unterschied zwischen „Sexsüchtigen“ und erotischen VerführerInnen: Während sich Erstere meist für ihre Obsession schämen, sehen Letztere auffallend oft keinen Anlass dazu (Lusterman, 1998). Der New Yorker Paartherapeut und Untreue-Spezialist Don-David Lusterman schildert das Beispiel eines Mannes, der all seine sexuellen Eroberungen in ein kleines schwarzes Buch eintrug. Praktisch jede Nacht, die er als Handelsreisender außer Hause verbrachte, fand er eine Frau, die er verführte und danach „vergaß“ („find, bed and forget“ – Lusterman, 1998, S. 31). Obwohl er behauptete, seine Frau zu lieben, fühlte und zeigte er keine Reue wegen seines Verhaltens. Als seine Frau das „kleine schwarze Buch“ fand, konnte er ihren Zorn über sein Verhalten nicht nachvollziehen. Seine eigene Wut hingegen war darauf gerichtet, dass sie das Buch gefunden hatte, und nicht auf sein eigenes Verhalten, das er als „Privatsache“ betrachtete (ibid.). Reue oder Schamgefühle (die ja an sich typisch für eine narzisstische Symptomatik sind) können auch bei amourös-narzisstischen Menschen vorkommen, beziehen sich dann allerdings meist nicht auf die

sexuelle Promiskuität an sich, sondern auf deren destruktive Auswirkungen, etwa auf eine bestehende Hauptbeziehung oder Ehe.

Vor allem bei Männern, deren promiskuitives Verhalten lange Zeit gesellschaftlich viel eher toleriert wurde als die sexuelle Umtriebigkeit von Frauen, kann es auch zu einem Schamgefühlen entgegengesetzten Verhalten kommen: Erotische Eroberungen geben dann Anlass zu Angeberei und Prahlen. Das Führen von Aufzeichnungen über sexuelle Abenteuer ist ebenfalls ein bekanntes Phänomen (vgl. Leporellos „Katalog“ aus der Mozart-Oper *Don Giovanni*). Es ist anzunehmen, dass ein Blick auf solche Listen den Betroffenen immer wieder die Möglichkeit zu narzisstischer Bestätigung bietet.

Sexualität, Betrug und Lügen sind wesentliche Elemente, die mit dem Don-Juan-Gebaren einhergehen; und es ist wichtig, in der Psychotherapie ein Klima herzustellen, in dem diese Aspekte zur Sprache kommen können. Das Wesentliche am Don-Juan-Syndrom ist jedoch die Sucht nach narzisstischer Gratifikation, die durch erfolgreiche erotische Verführung (vorübergehend) erreicht werden soll. Demnach erscheint der Begriff „Verführungssucht“ (oder „Romanzensucht“ nach Schaef) dem Phänomen Donjuanismus eher gerecht zu werden als die Bezeichnung „Sexsucht“. Auch so manche klassische Verführergestalt der Weltliteratur kann als Beweis dafür dienen, dass „die Lust an der Kunst der Verführung die Lust an deren körperlichem Vollzug übersteigt“ (von Matt, 2008, S. 323-324).

Wie häufig bei psychischen Störungsbildern ist eine klare Abgrenzung oft nicht möglich. Fälle, in denen Sexsucht und Donjuanismus ineinander verwoben sind, erscheinen realistisch. Es ist naheliegend, dass jemand, der süchtig nach erotischen Verführungen ist, auch ein von Sucht geprägtes Verhältnis zur Sexualität an sich entwickelt. Und doch liegen die Schwerpunkte bei der Sexsucht auf einer anderen Ebene; anders als das Don-Juan-Syndrom ist sie wesentlich mehr mit Autoerotik, Cybersex und

dem Konsum von Prostitution und Pornografie in Verbindung zu bringen. Auch wenn der Suchtaspekt am Verhalten amouröser NarzisstInnen augenscheinlich ist, halte ich eine Diskussion über Donjuanismus vornehmlich unter diesem Kriterium für zu kurz gegriffen. Vielmehr untersuche ich das Phänomen in dieser Arbeit – konform mit den überwiegenden Stimmen der psychotherapeutischen Literatur – im kategorischen Kontext der narzisstischen Persönlichkeitsorganisation.